

**Lilli Karlsson**

# **Der Plan**

**Roman**

**Maik Schröder Verlag Oldenburg**

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Verlages gestattet. Die Verwendung durch unautorisierte Dritte in allen anderen Medien ist untersagt. Die jeweiligen Textrechte verbleiben beim publizierenden Autor, dessen Einverständnis zur Veröffentlichung vorliegt. Für Druckfehler keine Gewähr.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie – detaillierte bibliografische Daten über <http://www.d-nb.de> im Internet abrufbar.

## **Impressum**

© Maïke Schröder Verlag Oldenburg  
1. Auflage Dezember 2019  
ISBN: 978-3-9820428-1-7

Umschlagillustration und -gestaltung: Tobias Thies  
Druck und Bindung: winterwork Bosdorf

[www.lilli-karlsson.de](http://www.lilli-karlsson.de)

Die Autorin ist unter folgender Adresse erreichbar:  
Lilli Karlsson  
c/o Papyrus Autoren-Club  
Pettenkoferstr. 16-18  
10247 Berlin  
Tel.: 030 / 49997373  
E-Mail: [Karlsson.Lilli@outlook.de](mailto:Karlsson.Lilli@outlook.de)

## Prolog

Mir ist irgendwann aufgefallen, dass ich alle wirklich wichtigen Entscheidungen in der Autowaschanlage meines Onkels Joachim gefällt habe.

Ich liebte es schon als Kind, mit dem Auto durch die Waschstraße zu fahren und mir vorzustellen, dass all die bunten Bürsten und Schrubber, die um mich herumwirbelten, lebendig seien und nur mir zuliebe ihren wilden Tanz aufführten. Immer wieder lag ich Joachim in den Ohren, er möge seine Kunden darum bitten, mich mitfahren zu lassen, und da er der beste Onkel der Welt war, erfüllte er mir den Wunsch nur zu gerne.

Ich war vierzehn, als ich an einem verregneten Samstagmorgen genervt neben meiner Mutter in ihrem Golf saß, mit ihr durch die Waschstraße fuhr und den Entschluss fasste, nach der Scheidung meiner Eltern bei meinem Vater zu leben. Ziemlich genau drei Jahre später beschloss ich in der Klapperkiste meines ersten Freundes David während des Einschäumens, ihm am nächsten Wochenende meine Jungfräulichkeit zu schenken. In Davids nächstem Auto – dieses Mal beim Trockenföhnen – fiel der Entschluss, meinen ungeliebten Job in der Bank aufzugeben und stattdessen studieren zu gehen. Und die Entscheidung, den ersten und bis dato einzigen Heiratsantrag meines Lebens anzunehmen, fällte ich im Wagen meines Vaters, während Joachim gewohnt beschwingt die verdreckten Felgen mit dem Hochdruckreiniger abspritzte.

Mitten in der Autowaschanlage fällte ich auch die mit Sicherheit weitreichendste Entscheidung meines ganzen Lebens, von der nicht weniger als meine Freiheit abhängt, mein Schicksal, mein Lebensglück. Ich ging die Abwägung zwischen „ja“ und „nein“ mit derselben schonungslosen Ehrlichkeit an, mit der ich auch alle anderen Fragen mit mir selbst diskutiert hatte, und ich glaube, ich war mir über die Eindeutigkeit der Antwort noch nie so sicher. Die Entscheidung lautete: Ja, ich muss meinen Ehemann umbringen.

Es ist absolut alternativlos.

Er war wieder auf der Jagd.

Endlich.

Es war kaum noch auszuhalten gewesen in den letzten Tagen, dieses immer stärker werdende Kribbeln, das seinen ganzen Körper befiel, sobald er daran dachte. An die Jagd. Und an seine Beute.

Er hatte alles versucht, um seinen Chef davon zu überzeugen, dass es kein Geschenk für ihn war, auf eine Fortbildung geschickt zu werden – vergeblich. So hatte er drei ganze Tage in diesem stinklangweiligen Seminar in der Nähe von Frankfurt zubringen müssen. Wenn er nicht „zufällig“ das vergessene Handy eines anderen Fortbildungsteilnehmers in die Finger bekommen hätte, wäre es gar nicht auszuhalten gewesen.

Er lenkte sein Auto durch den morgendlichen Berufsverkehr und gab Gas, als er auf die A28 wechselte.

Obwohl er viel zu wenig geschlafen hatte, war er hellwach. Als er gegen halb fünf hochgeschreckt war, hatte es nur wenige Millisekunden gedauert, bis ihm klargeworden war, dass er zu Hause in seinem Bett lag, heute Donnerstag war und er endlich wieder zur Arbeit gehen konnte, und sofort war pures Adrenalin durch seine Adern gezischt, das jegliche Spur von Müdigkeit vertrieben hatte.

Er war so voller angespannter Vorfreude gewesen, dass er sogar dem kaum zu überwindenden Impuls widerstanden hatte, die dumme Nicki brutal zu wecken und ihr eine heftige Szene zu machen, weil sie vergessen hatte, neuen Brotaufstrich zu besorgen. Nicki war so dumm, so dumm! Zu dumm, um so etwas Banales wie den Einkauf zu erledigen. Beim Gedanken daran ballte er die Faust und betätigte wütend die Lichthupe, weil irgendein Idiot vor ihm daherschlich wie eine Schnecke. Wie so oft, wenn er an Nicki und ihre unerträgliche Dummheit dachte, schmerzte sein Kiefer, weil er die Zähne zu fest aufeinanderpresste.

Wie sehr sie am Abend zuvor um ein Lächeln, ein liebes Wort von ihm gebettelt hatte, als er nach Hause gekommen war. Manchmal dachte er, dass er ihre Schwäche fast noch mehr verachtete als ihre Dummheit.

Sie hatte die Spuren ihrer Auseinandersetzung vom Wochenende

überschminkt, sodass kaum noch etwas zu sehen war. Gut so. Er mochte es nicht, wenn sie so herumlief. Außerdem stand in ein paar Tagen der nächste Termin mit der Familientherapeutin an, und er hatte keine Lust auf endlose Predigten von ihr. Es reichte auch so schon, wenn er anderthalb Stunden lang diese hässliche Fresse ertragen musste, die ihm mit vorwurfsvoller Miene Vorträge darüber hielt, dass er seine Frau nicht schlagen dürfe.

Sie hatte ja keine Ahnung, wie es war, mit Nicki zusammenzuleben! Wie sehr er sich jeden Tag, wirklich jeden Tag zusammenriss, um diese permanent in ihm brodelnde Wut im Zaum zu halten. Davon hatte die hässliche Ziege von Therapeutin null Ahnung! Sie würde nie verstehen, dass es manchmal einfach nicht mehr zu ertragen war und die Wut rausmusste.

Letzten Samstag zum Beispiel, da war es wieder so weit gewesen. Er hatte Nicki gewarnt, als sie völlig aufgedreht vor dem Spiegel gestanden und sich für Ralles Geburtstagsparty fertiggemacht hatte. Er hatte sie gewarnt, dass es ihm nicht gefiel, wenn sie so herumlief, mit diesem viel zu kurzen Rock und der übertriebenen Schminke. Als sie das Ganze mit einem fröhlichen „So'n Quatsch!“ abgetan hatte, hatte er ihren Arm fest gepackt und sie daran erinnert, dass er ihr nicht erlauben würde, mit anderen Typen zu tanzen. Einen Moment lang hatte es so gewirkt, als wolle sie sich mit ihm anlegen, denn sie hatte ihn mit zusammengekniffenen Augen einen Moment lang angestarrt, und es war ihr richtig anzusehen gewesen, wie es in ihr gearbeitet hatte. Er hatte sich geradezu auf eine Auseinandersetzung gefreut, aber dann war sie wie üblich eingeknickt und hatte stumm genickt, was ihn noch wütender gemacht hatte. Und als sie zwei Stunden später völlig betrunken mit Ralles Bruder auf der Tanzfläche rumgeflirtet hatte, war er so wütend geworden, dass er sich zurückhalten musste, ihr nicht sofort vor Ort und Stelle mit einer Ohrfeige das geschminkte Lächeln aus dem Gesicht zu schlagen.

Wie immer hatte sie behauptet, sie hätte nicht geflirtet, sondern sich einfach nur nett unterhalten. Wie immer hatte er sie angeschrien, er hätte doch Augen im Kopf. Wie immer hatte sie ihm geschworen, dass sie ihm treu war. Wie immer hatte er ihr nicht geglaubt. Wie immer hatte sie ihn angefleht, ihr nicht wehzutun. Wie immer hatte er nicht anders gekonnt.

Dumme Nicki. Schwache Nicki. Dumme Nicki. Schwache Nicki.

Als er auf den Mitarbeiterparkplatz abbog, war die Wut auf Nicki immer noch da, wurde aber mehr und mehr von der Vorfreude auf die Jagd verdrängt.

Sein Kollege Tomasz, den er insgeheim immer nur „den Polen“ nannte, stieg gerade ein paar Fahrzeuge weiter aus seiner Karre.

„Moin“, begrüßte ihn Tomasz.

„Moin.“

„Wie war Fortbildung?“

„Scheiße.“

Tomasz lachte.

Sie gingen zusammen rüber zum Eingang, stempelten ein und brachten ihre Rucksäcke in den kleinen, überheizten Raum für die Angestellten. Anschließend verzog Tomasz sich in seinen Container für Giftstoffe, und er selbst machte sich auf den Weg quer über den Müllplatz zu seinem Bereich.

Seinem Revier.

Erleichtert stellte er fest, dass der Container nicht geleert worden war. Der Gedanke daran, was ihm in den letzten drei Tagen alles durch die Lappen gegangen sein könnte, hatte ihn am vorigen Abend lange wachgehalten.

Wie üblich suchte er als Erstes nach externen Festplatten. Die waren am einfachsten in den vielen Taschen seiner Jacke zu verstauen. Dann sortierte er Laptops und Tower von Desktop-PCs und legte diejenigen beiseite, die er für erfolversprechend hielt. Sie würde er später mithilfe des Schraubenzieher-Sets, das er immer bei sich trug, ausweiden, wie er es nannte.

Im Laufe eines erfolgreichen Jagdtages konnte er so an zig Datenträger kommen.

Die Vorfreude auf den Abend, wenn er seine Beute in aller Ruhe in seinem „Labor“ sichten würde, ließ ihn fröhlich pfeifen, als er schließlich begann, seiner eigentlichen Arbeit nachzugehen.

Er stempelte um Punkt siebzehn Uhr aus und musste sich zurückhalten, nicht zu seinem Auto zu rennen. Schnellen Schrittes überquerte er den Parkplatz und legte den Rucksack mit seiner Beute auf den Beifahrersitz.

In Rekordzeit raste er nach Hause und wimmelte Nicki genervt ab, die irgendeinen Brief von der Hausverwaltung mit ihm besprechen wollte.

Er nahm sich nicht einmal die Zeit, Jacke und Schuhe auszuziehen, sondern verzog sich direkt in sein Labor. Während seine PCs starteten, hängte er die Jacke auf die Stuhllehne hinter sich und griff die erstbeste Festplatte aus seinem Rucksack.

„Na, meine Schöne, was zeigst du mir Feines?“, flüsterte er und streichelte fast zärtlich über das Metall.

Eine Viertelstunde später hatte er das Ding geknackt. Es war keine besonders große Herausforderung gewesen, auch wenn der ehemalige Eigentümer sich mit der Datenlöschung deutlich mehr Mühe gegeben hatte als die meisten Leute.

Schon nach wenigen Klicks wurde er in dem ungeordneten Wust an Dateien fündig, die ihm das Programm auf dem Bildschirm anzeigte. Jede Menge allerbesten Stoff, wie Erik sagen würde.

Läuft.

Er setzte den Kopfhörer auf, der an seinen PC angeschlossen war, wählte in einem Messengerdienst das Profil von Erik aus und klickte auf das Telefonhörer-Symbol.

„Timo.“

Erik meldete sich immer, indem er den Vornamen seines Gegenübers nannte.

„Ich hab neues Material für dich.“

„Gute Qualität?“

„Allerbeste Qualität.“

„Schieb rüber.“

„Gib mir zwei Minuten.“

Er richtete in kürzester Zeit den Filesharing-Bereich ein und schob ein paar Dateien rüber.

Dann nannte er Erik die Zugangsdaten und hörte, wie Erik sie auf seiner Tastatur eingab.

„Drin?“, fragte er, aber Erik antwortete nicht. Er wartete ungeduldig.

„Gott im Himmel“, stöhnte Erik plötzlich unvermutet.

„Ich hab dir doch gesagt: allerbeste Qualität.“

„Wie viel hast du davon?“

„Fast tausend Pics.“

„Was kriegst du dafür?“

Wie immer war Erik kurz angebunden – er konnte es mit Sicherheit nicht erwarten, bis der Rest der Dateien hochgeladen war und er sich in die Fotos vertiefen konnte.

„Dreihundertfünfzig.“

Erneutes Tastaturklappern.

„Ist unterwegs“, erklärte Erik.

Da leuchtete auch schon eine Nachricht auf, die den Geldeingang auf seinem Bitcoin-Konto verkündete.

„Die Firma dankt.“

Erik legte ohne ein weiteres Wort auf.

Er loggte sich in sein Bitcoin-Konto ein und starrte einen Moment lang auf das beträchtliche Gesamtguthaben. Einmal mehr war er dankbar dafür, dass die moderne Technik ihm die Möglichkeit bot, völlig an Nicki vorbei ein kleines Vermögen aufzubauen.

Heute Nacht würde er mit Sicherheit noch mehr Material finden, das er an Erik oder einen der anderen Freaks verkaufen konnte, und bald würde er so viel zusammengespart haben, um sich noch viel leistungsstärkere Software gönnen zu können. Um anschließend richtig abzusahnen.

Er stieß den Upload der restlichen Dateien für Erik an und überlegte, zunächst die anderen Datenträger nach geeigneten Fotos zu durchsuchen.

„Nein, jetzt gucke ich erstmal, was du mir sonst noch so zu bieten hast“, murmelte er und gab ein paar Befehle auf seinem Computer ein. Hunderte von Mails wurden aufgelistet, die meisten davon schienen Werbung zu enthalten und waren damit völlig uninteressant.

„Komm schon“, flüsterte er, „irgendwas musst du doch auch für mich haben.“

Wenn jemand derart perverse Fotos besaß, wie er sie eben an Erik verkauft hatte, war nach seiner Erfahrung die Wahrscheinlichkeit deutlich größer, dass sich auf der Festplatte auch für ihn interessantes Material befand.

Er hatte schon vor langer Zeit damit aufgehört, Fotos für seine Erpressungen zu verwenden. Viel zu groß war die Gefahr, dass jemand einen Zusammenhang zu seiner Arbeit herstellte und er darüber



aufflog. Außerdem fand er es tausendmal spannender, in den Texten von Mails und anderen Dateien nach Schmutz zu graben, den er verwenden konnte.

Leider fand er nichts Verwertbares und gab die Suche kurze Zeit später auf.

Auch die nächsten beiden Festplatten waren diesbezüglich Nietens, wobei eine der beiden immerhin ein paar Kinderbilder enthielt, die er an Lenni verhöckern konnte.

Er gönnte sich eine kurze Pause und holte sich eine Tüte Chips aus der Küche. Die dumme Nicki schaute mal wieder irgendeine ätzende Realityscheiße im Fernsehen, in der Singles die große Liebe suchten.

Nur schwächliche Dummköpfe schauten so was.

Schwache Nicki. Dumme Nicki.

Er kehrte in sein Labor zurück und griff in die kleine Seitentasche seines Rucksacks, in der er üblicherweise Speicherchips aus Laptops verstaute. Immer wieder schüttelte er ungläubig den Kopf darüber, dass Leute die kleinen Dinger mit wegwarfen, statt sie einfach zu zerstören oder an einem sicheren Ort aufzubewahren.

Nanu, was war das? Ach ja, der kleine USB-Stick, den er heute Nachmittag entdeckt hatte. Der war vermutlich kaputt, oder warum würde man ihn sonst wegwerfen?

Er schloss das Teil an seinen Computer an und wartete, während die Software die Dateien analysierte.

„Number of files found: 1“, zeigte das Programm an.

Eine Datei nur. Und dann auch noch eine Textdatei, na klasse. Er öffnete sie und las ein paar Zeilen.

Schien eine Art Tagebuch zu sein, oder das Werk eines Möchtegern-Autors. Gott, wie kotzend langweilig! Er überflog einige Seiten, fand aber nichts, was irgendwie Stoff für eine nette, kleine Erpressung sein könnte. Außerdem gab es auch keinerlei Hinweis auf den Urheber des Textes.

Frustriert schloss er die Datei, zog den Stick heraus und schleuderte ihn achtlos in den Mülleimer neben sich.

„Der Nächste bitte“, kommandierte er und schob einen der Speicherchips in den Slot an seinem Tower.

Es dauerte eine ganze Weile, bis alle Dateien wiederhergestellt waren, was schon mal ein gutes Zeichen war.

Wie immer suchte er als Erstes nach verschlüsselten Dateien, da diese erfahrungsgemäß das größte Potenzial boten. Und davon gab es jede Menge.

Er klickte auf einen Ordner mit 1,5 Gigabyte und wartete ungeduldig, bis er geknackt war.

Ein komplettes Smartphone-Backup! Nicht schlecht.

Er öffnete eine andere Software, mit der man WhatsApp-Nachrichten aus dem Backup wiederherstellen konnte. Kurze Zeit später zeigte sein Bildschirm eine perfekte Kopie sämtlicher Chatverläufe an. Er klickte auf gut Glück den ersten Eintrag an.

Eine leichtbekleidete Dame präsentierte sich in verschiedenen Posen mit verführerisch-traurigem Schmollmund. Aufgeregt scrollte er ein Stück nach unten und vertiefte sich in den Chatverlauf.

„Baby, ich muss Dich aber noch heute sehen ...“, hatte die Frau geschrieben.

Er: „Ich schaff’s heute nicht vorbeizukommen. Muss noch mit den anderen den Plan für morgen Abend durchgehen.“

Sie: „Wenn ich rausfinde, dass Du gelogen hast und in Wirklichkeit wieder mit Deiner Frau in die Sauna gehst, bringe ich Dich um!! Das meine ich vollkommen ernst!!“

Wow, das Weib hatte definitiv Feuer! Und zwar nicht nur äußerlich.

Er: „Ich verspreche Dir hoch und heilig, dass wir uns morgen Abend sehen.“

Sie: „Schwöre es.“

Er: „Ich schwöre.“

Sie: „Beim Leben Deiner Kinder?“

Er: „Du bist albern.“

Sie: „Und Du ein Arschloch.“

Die Antwort bestand aus einem Herz- und einem Teufels-Emoji.

Sie: „Vielleicht tauche ich unangemeldet morgen Abend auf Deiner PK auf.“

Er setzte sich wie elektrisiert auf. PK? Das war doch wohl die übliche Abkürzung für Pressekonferenz. Wenn das stimmte, hatte er hier mit sehr großer Wahrscheinlichkeit einen richtig dicken Fisch an der Angel.

Er: „Seit wann interessierst Du Dich für die Bilanzen von meinem Laden?“

„Schon immer. Schließlich habe ich in Deinem ‚Laden‘ meine Bankausbildung gemacht, wenn Du Dich noch dran erinnerst.“

„Yes!“, rief Timo triumphierend und haute mit der Hand auf den Tisch. Wenn ihn nicht alles täuschte, flimmerten hier eindeutige Beweise für die außereheliche Affäre eines Bankvorstands über seinen Bildschirm. Besser ging es kaum.

Läuft.

Er las eine ganze Weile weiter, um ein paar Details über die Affäre zu erfahren, stöberte dann noch in einigen anderen Chats und vertiefte sich schließlich in die Maildateien, die auf der geknackten Festplatte vorhanden waren. Obwohl das Löschmodul hier deutlich bessere Arbeit geleistet hatte als bei dem Smartphone-Backup und nur noch Fetzen von Mails vorhanden waren, fand er schnell heraus, dass es sich bei dem untreuen Ehemann tatsächlich um den Vorstand einer in Oldenburg ansässigen Bank handelte.

Um ganz sicherzugehen, glich er Fotos des Typen aus den WhatsApp-Chats mit den auf der Homepage der Bank vorhandenen Vorstandsbildern ab.

„Dir wird dein ekelhaftes Kapitalistengrinsen innerhalb sehr kurzer Zeit vergehen, mein Lieber“, spottete er.

Er hasste Banker, seit einer ihm vor einigen Jahren das Girokonto gekündigt hatte, weil es ständig überzogen gewesen war.

Schnell öffnete er eine leere Word-Datei und überlegte kurz. Dann schrieb er: „Weiß Deine Frau eigentlich von Ricarda? Ich vermute, nicht. Eure Treffen im Maritim letzten Monat scheinen ja ziemlich heftig gewesen zu sein. Ich weiß ALLES.“

Wenn Du möchtest, dass Dein kleines Geheimnis mit Deiner heißen Kollegin geheim bleibt, schicke bis spätestens 31. Januar 5.000 Euro per PayPal an folgende Adresse: Luciano.Lucky06@gmx.com.

Keine Polizei. Keine Spielchen. Sonst erfahren es nicht nur Deine Frau und Deine Kinder, sondern auch sämtliche Angestellte Deines Ladens.

Ein wohlmeinender Freund

P.S.: Banker sind für mich absoluter Abschaum, und Bankvorstände sind die Schlimmsten von allen. Deshalb habe ich mir gerade überlegt, dass Du 6.000 Euro zahlst. Und keinen Cent weniger.“

Genial von ihm, die Bank als „Laden“ zu bezeichnen, genau wie der

Typ selbst es immer gemacht hatte, sowohl in den Chats mit dieser Ricarda als auch in Konversationen mit anderen Leuten. Das würde ihn zu der Vermutung veranlassen, dass die Erpressung aus seinem näheren Umfeld kam, denn wem sonst sollte diese Marotte bekannt sein?

Er holte ein Paar frische Einweghandschuhe aus der untersten Schreibtischschublade und zog ein Blatt Papier aus dem Stapel Kopierpapier im Regal neben sich.

Auch wenn sein Geschäft auf digitalen Daten basierte, bevorzugte er für seine Erpressungen eindeutig die analoge Kommunikation, da diese nahezu überhaupt nicht nachzuverfolgen war.

Er druckte den Brief aus, fluchte, weil ihm das Papier aus der Hand glitt und unter das linke Regal rutschte, druckte das Anschreiben erneut aus, faltete das Papier und legte es in einen der vorbereiteten Briefumschläge, die mit „Persönlich – streng vertraulich. Nur vom Empfänger zu öffnen!“ beschriftet waren. Als Nächstes bedruckte er einen größeren Umschlag mit der Geschäftsadresse des Typen und verstaute den kleinen Umschlag mit dem Brief darin.

Wie immer würde er das Ganze in den Briefkasten neben der Pommeshütte werfen, bei der er sich mittags ab und zu eine Currywurst gönnte. Da war nämlich definitiv keine Kamera.

Ihm war völlig klar, dass diese Vorsichtsmaßnahme ebenso unnötig war wie das Tragen der Einmalhandschuhe und die Tatsache, dass er nur selbstklebende Briefmarken und Umschläge benutzte, um keinerlei DNA-Spuren durch Spucke zu hinterlassen.

Soweit er wusste, war bisher keines seiner Opfer zur Polizei gegangen, und vermutlich würden die Bullen angesichts der doch eher bescheidenen Höhe der erpressten Summen ohnehin kein Geld für aufwendige Laboranalysen ausgeben.

Trotzdem war Vorsicht besser als Nachsicht, und außerdem machte es ihm tierischen Spaß, so professionell vorzugehen.

Erneut rief er den Messengerdienst auf und funkte Trevor an. Dieser ging nicht dran, rief aber kurz darauf zurück.

Er kündigte ihm den Eingang von sechstausend Euro in den nächsten Tagen an und versuchte, einen Sonderrabatt auf Travors Provision von zehn Prozent rauszuhandeln, aber wie erwartet ließ Trevor sich nicht darauf ein.

Es war schon ziemlich ärgerlich, dass er auf die alte Sau angewiesen war, aber mit seinem Zugang zu Zigtausenden lateinamerikanischer Mail- und PayPal-Konten war Trevor einfach der optimale Zahlungsdienstleister. Die Inhaber der PayPal-Accounts ahnten nichts davon, dass Trevor sich in ihre Konten gehackt und die E-Mail-Adresse für Benachrichtigungen über Zahlungstransaktionen geändert hatte, so dass sie nichts davon mitbekamen, wenn Trevor die Beträge für Timo und seine anderen Kunden darüber schleuste. Trevor räumte immer vorbildlich auf, indem er direkt nach Weiterleitung der Beträge alle Spuren der Transaktionen in der Zahlungshistorie löschte und ein Konto nie mehr als ein paar Mal benutzte.

Wie Trevor das Geld anschließend über verschlungene, digitale Wege letztendlich auf Timos Bitcoin-Konto transferierte, hatte er nicht wirklich geschnallt, aber Hauptsache, es funktionierte und war sicher.

Er beschloss, nach diesem sensationellen Fund eine kleine Pause einzulegen und mit Nicki Abendbrot zu essen. Beim Gedanken daran, dass sie möglicherweise wieder vergessen hatte, neuen Brotaufstrich zu besorgen, verfinsterte sich seine Miene. Er stand auf, streckte sich und ging rüber in die Küche, wo Nicki schon den kleinen Esstisch gedeckt hatte.

Es geschahen noch Zeichen und Wunder – eine neue Packung Brotaufstrich stand zwischen Butter und Salamipackung.

Läuft.

Sehr geehrter Herr Anwalt,

wenn Sie diese Zeilen lesen, ist das passiert, was ich mit aller Macht zu verhindern versuche: Ich bin wegen Mordverdachts verhaftet worden.

Um es gleich vorwegzunehmen: Ja, ich habe meinen Ehemann umgebracht. Ermordet, um genau zu sein, denn ich erfülle definitiv alle Kriterien, die nach juristischer Auffassung zum Tatbestand des Mordes gehören. Bezüglich der sogenannten niederen Beweggründe, die Mord von Totschlag unterscheiden, kann die Staatsanwaltschaft in meinem Fall aus dem Vollen schöpfen. Heimtücke, Grausamkeit, Rache ... Suchen Sie sich etwas aus, es war alles dabei.

Heute ist der dritte November, und der Mord an meinem Ehemann steht unmittelbar bevor. Wenn alles so läuft wie geplant, wird der sechste November auf dem Grabstein meines Mannes stehen. Ich habe es mir hier auf meinem kleinen, immer noch sonnigen Balkon auf Mallorca mit einer Decke gemütlich gemacht und werde die nächsten Tage dafür nutzen, bis ins kleinste Detail für Sie aufzuschreiben, wie ich den Mord geplant habe und wie ich ihn durchführen werde. Und noch viel wichtiger: Warum ich den Mord begehen werde.

Warum ich dies alles für Sie niederschreibe? Weil ich möchte, dass Sie mich verstehen. Wirklich verstehen. Denn nur dann sehe ich eine Chance, dass Sie mich bestmöglich verteidigen. Und wie Sie erfahren werden, werde ich eine bestmögliche Verteidigung verdammt nötig haben.

Eins möchte ich gleich zu Beginn klarstellen: Ich gehöre definitiv nicht zu den Mörderinnen, die sich aufgrund unzureichender oder ungeschickter Planungen selbst ans Messer liefern. Im Gegenteil. Ich würde so arrogant sein zu behaupten, dass ich eine der am besten vorbereiteten Mörderinnen bin, die jemals ihren Ehemann umgebracht haben. So tief und überwältigend die Verzweiflung auch sein mag, aus der mein mörderischer Entschluss geboren wurde, so nüchtern – manch einer würde es in Unkenntnis der Hintergründe vermutlich kaltblütig nennen – ist mein Plan zu seiner Umsetzung. Ich würde nie so anmaßend sein zu behaupten, dass er perfekt ist. Perfekt kann kein Plan sein, weil immer, wirklich immer, etwas Unvorhersehbares

passieren kann. Auch wenn ich Hunderte von Möglichkeiten, Optionen und Wahrscheinlichkeiten mit mathematischer Präzision eruiert, analysiert und bewertet habe, ist mir dies stets bewusst. Und die Tatsache, dass Sie, lieber Herr Anwalt, diese Zeilen lesen, zeigt, dass ich trotz akribischster Vorbereitungen wirklich einen Fehler gemacht habe. Ich weiß, dass ich mich wahnsinnig über diesen Fehler ärgern werde, von dem ich heute noch keinerlei Ahnung habe, aber gleichzeitig muss ich zugeben, dass ich in gewisser Art und Weise auch gespannt bin, wie Polizei und Staatsanwaltschaft mir auf die Schliche gekommen sein werden.

Viele Mörder begehen den Fehler, nur den Mord selbst präzise zu planen und sich über das „Danach“ zu wenig Gedanken zu machen. Diesen Fehler mache ich nicht. Vielmehr ist mein „Danach“ genauso gut geplant wie das „Davor“. So habe ich in den letzten Tagen über Stunden intensiv mit einem imaginären Kommissar diskutiert und nicht weniger als zweihundert potenzielle Fragen aufgeschrieben und beantwortet, die im Verhör mit der Polizei und später vor Gericht aufkommen könnten. Gestern habe ich entschieden, dass dieser Teil meiner Vorbereitungen nun erfolgreich abgeschlossen ist. Ich muss sagen, dass dies eine große Erleichterung ist, denn mein imaginärer Kommissar und seine Fragen waren durchaus anstrengend. Und ich brauche in den nächsten Tagen all meine Kraft und Konzentration dafür, Ihnen zu erklären, wie ich zur Mörderin wurde.

Ich habe in den letzten Wochen oft darüber nachgedacht, ob es einen Zeitpunkt gab, an dem ich diesen Wahnsinn hätte aufhalten können, denn Wahnsinn ist es definitiv, den Mord an seinem eigenen Ehemann zu planen. Mit dem Wissen, das ich heute habe, kann ich viele Momente identifizieren, in denen ich mich anders hätte entscheiden können, als ich es getan habe. Man hat schließlich immer eine Wahl. Und vielleicht hätte eine anderslautende Entscheidung in einem dieser Momente die Katastrophe abwenden können, auf die ich nun in vollem Bewusstsein zusteure.

Irgendwann habe ich beschlossen, über diese Frage nicht weiter nachzudenken. Woher hätte ich auch wissen sollen, dass alles so kommen würde, wie es gekommen ist? Geschehen ist geschehen, und ich muss nach vorne schauen. Um zu überleben.

Aber bevor ich gemeinsam mit Ihnen, mein lieber Herr Anwalt, nach vorne schaue, müssen wir beide erst einmal zurückblicken.

Ich bin übrigens schon total gespannt auf Sie. Ich kenne Sie ja in diesem Moment noch gar nicht. Es hat mir immer wieder in den Fingern gejuckt, im Internet nach Anwälten zu suchen, die mich in einem möglichen Mordprozess verteidigen könnten, aber selbstverständlich verbietet sich dies von selbst. Für den Fall, dass die Polizei meinen Laptop und mein Handy beschlagnahmen wird – ein Fall, dessen Eintrittswahrscheinlichkeit ich mit größer null Prozent bewerte und auf den ich mich deshalb zwingend vorbereiten muss –, wäre es schließlich mehr als ungünstig, wenn eine Googlesuche à la „Anwalt mit Spezialgebiet Ehegattenmord“ darauf gespeichert wäre.

Übrigens: Der Laptop, auf dem ich jetzt gerade schreibe, ist selbstverständlich nicht mit dem Internet verbunden.

Ich gehe einfach mal davon aus, dass die Anwälte bei einem Mordfall wie diesem Schlange stehen werden, um mich zu verteidigen. Mein Mann ist schließlich kein Unbekannter. Und auch der Mord an sich wird einiges an spektakulären Details aufweisen.

Sie fragen sich vielleicht, warum ich es nicht in Erwägung ziehe, eine Anwältin zu beauftragen. Nun, ich gehe einfach davon aus, dass ein männlicher Rechtsbeistand, der eine Ehegattenmörderin verteidigt, mehr Eindruck bei den Richtern schindet als eine Frau.

Aber zurück zu unserem gemeinsamen Rückblick in die Vergangenheit, lieber Herr Anwalt. Ich habe mir überlegt, dass ich am besten mit einem kurzen Abschnitt über meine Kindheit beginne.

Keine Angst, ich werde diesen Teil nicht dazu nutzen, um den Mord an meinem Ehemann in irgendeiner Art und Weise zu rechtfertigen, so von wegen: Ich hatte eine verdammt schwere Kindheit und deshalb habe ich einen Schlag weg. Auch wenn meine Kindheit nicht ganz optimal verlaufen ist, dient sie lediglich als Hintergrundwissen für Sie, damit Sie mich ein bisschen besser kennenlernen.

Ich wurde als erste und einzige Tochter meiner Eltern an einem sonnigen Sonntagmorgen Anfang Mai geboren. Die ersten Jahre meines Lebens kann ich guten Gewissens als sorglos und unbeschwert bezeichnen. Als Kind liebevoller, finanziell abgesicherter Eltern fehlte es mir weder materiell noch emotional an irgendetwas. Wir wohnten



in einem großzügigen, gemütlichen Haus im Oldenburger Norden mit riesigem Garten, Klavier und zwei Katzen. Mein Vater war als angesehenen Arzt in eigener Praxis tätig und konnte es sich dank einer treuen Patientenschaft und seines zuverlässigen Teilhabers leisten, auch in der Woche immer wieder Zeit mit seiner Familie zu verbringen. Meine Mutter arbeitete Teilzeit in der Uni-Bibliothek, veröffentlichte Kurzgeschichten in Zeitschriften und engagierte sich in der Kirchengemeinde.

Auch wenn fast alle meine Sandkastenfreunde Geschwister hatten, wurde mir erst in der Grundschule klar, dass unsere Familie mit mir als Einzelkind irgendwie anders war als die meisten anderen. Aber da in unserer Straße sehr viele Kinder wohnten und ich außerdem an mindestens drei Tagen in der Woche mit meinem Cousin Frederik (Freddi) und meiner Cousine Tilda herumstromerte, vermisste ich nichts.

Dass das Thema zweites Kind bei meinen Eltern ein Streitpunkt war, wurde mir erst bewusst, als ich eines Abends heimlich ein Gespräch der beiden belauschte. Es war kurz vor meinem siebten Geburtstag, und ich hoffte herauszufinden, ob sie mir endlich meinen großen Wunsch erfüllen und einen Kaninchenstall im Garten erlauben würden.

Vorsichtig schlich ich mich auf Strümpfen immer näher an die einen kleinen Spalt geöffnete Wohnzimmertür heran, wo meine Eltern wie so oft noch bei einem Glas Weißwein zusammensaßen – mein Vater in seinem großen Ledersessel, meine Mutter auf dem Sofa daneben.

„Ist dir überhaupt klar, was das für eine Chance ist, die mir Lothar bietet?“, hörte ich meine Mutter sagen.

Lothar war ein Studienfreund meiner Mutter, ein äußerst erfolgreicher Verleger. Das wusste ich damals nicht, aber ich mochte Lothar, weil er mir immer jede Menge Pferde- und Kinder-Zeitschriften mitbrachte, wenn er uns besuchte.

„Natürlich ist mir das klar. Aber du kannst doch auch für ihn schreiben, wenn du noch ein Kind bekommst. Zumal du von zu Hause arbeiten kannst, das ist doch ideal.“

„Ich werde aber keine Zeit haben, wenn wir noch ein Kind bekommen.“

„Ich könnte die Praxisstunden weiter reduzieren.“

„Du verstehst mich einfach nicht“, seufzte meine Mutter.

„Und du unterschreibst ohne Rücksprache mit mir einen langfristigen Vertrag mit Lothar.“

„Ich habe noch nicht unterschrieben.“

Gespannt beugte ich mich noch weiter vor. Meine Eltern schwiegen einen Moment.

„Ich habe mir immer eine große Familie gewünscht“, meinte mein Vater schließlich. „Und du doch auch.“

„Mittlerweile bin ich viel zu alt für ein zweites Kind“, gab meine Mutter zu bedenken.

„Unsinn. Du bist jung, gesund und die beste Mutter der Welt. Und die beste Ehefrau der Welt noch dazu.“

Ich konnte hören, wie meine Mutter leise lachte, und ich sah vor meinem inneren Auge, wie mein Vater nach ihrer Hand griff und sie zärtlich küsste, so wie er es immer tat, wenn er versuchte, sie von etwas zu überzeugen.

„Wir müssten das alles sehr gut organisieren, wenn ich parallel für Lothar arbeite.“

„Ich kann direkt morgen mit Volker sprechen.“ Volker war der andere Arzt in der Praxis meines Vaters. „Er hat schon mehrfach angeboten, mehr Stunden zu übernehmen. Das Geld kann er sicher gut gebrauchen, wenn er mit Silke wirklich das Haus kauft. Dann hätte ich Zeit, dich hier mehr zu unterstützen.“

„Ich werde darüber nachdenken. Aber ich verspreche nichts.“

Anscheinend goss mein Vater beiden noch etwas Wein nach.

„Wäre das nicht schön, ein kleiner Bruder für unsere große Fee?“, meinte mein Vater.

„Oder eine kleine Schwester.“

„Oder eine kleine Schwester.“

„Wenn – und ich betone: wenn! – ich mich darauf einlasse, muss das aber anders laufen als bei Fee damals. Dann reicht es nicht aus, wenn du ab und zu mal Windeln wechselst.“

„Ab und zu? Ich habe bestimmt mehr Windeln gewechselt als du“, protestierte mein Vater lachend.

„Nächstes Mal führen wir eine Strichliste“, drohte meine Mutter.

„Nächstes Mal?“, schmunzelte mein Vater.

„Wenn es ein nächstes Mal gibt.“

In diesem Moment rutschte mir Fiete, mein Kuschelhase, aus der Hand und ich bückte mich, um ihn aufzuheben. Dabei knarzte die Diele, auf der ich stand, und ich erstarrte.

„Fee? Bist du das?“, rief mein Vater.

„Ja“, antwortete ich und steckte den Kopf durch den Türspalt.

„Kannst du nicht schlafen?“, fragte meine Mutter.

„Ich bin so aufgeregt“, erklärte ich und schlurfte zu den beiden rüber.

„Wegen deines Geburtstags?“, lächelte mein Vater und hob mich zu sich auf den Schoß.

„Ja.“

„Noch drei Mal schlafen, dann ist er da“, tröstete meine Mutter.

„Ich weiß“, entgegnete ich altklug, „ich bin doch schon groß.“

„Richtig groß. Fast erwachsen“, zog meine Mutter mich auf.

Ich warf ihr einen genervten Blick zu, kuschelte mich in Papas Arm und dachte darüber nach, was ich eben gehört hatte.

Einerseits stellte ich es mir nett vor, immer eine kleine Schwester oder einen kleinen Bruder zum Spielen zu haben, andererseits war mir durchaus bewusst, dass alles anders werden würde, wenn ich meine Eltern mit jemandem würde teilen müssen.

Gern hätte ich die beiden gefragt, ob ich denn nun ein Geschwisterchen bekommen würde oder nicht, aber ich wollte nicht zugeben, dass ich gelauscht hatte.

In den nächsten Wochen musterte ich immer wieder intensiv den Bauch meiner Mutter. Auch wenn ich keine wirkliche Vorstellung davon hatte, wie ein Baby in den Bauch hinein- und auch wieder hinaus kam, war mir trotzdem klar, dass es eine ganze Weile dort drin sein und wachsen würde, genau wie ich es bei anderen Frauen mitbekommen hatte.

Ich konnte jedoch keinerlei Veränderung feststellen, und so vergaß ich das Thema nach einer Weile wieder. Meine Mutter nahm den Job bei Lothar an und saß in jeder freien Minute an ihrem alten Computer, der regelmäßig abstürzte, was abwechselnd Panik- und Wutanfälle bei ihr auslöste. Mein Vater bot an, ihr einen neuen PC zu kaufen, aber sie bestand darauf, so lange ihre Honorare anzusparen, bis sie sich selbst einen leisten konnte.

Im Nachhinein glaube ich, dass diese Zeit eine der glücklichsten für

meine Mutter war. Sie konnte das tun, von dem sie schon immer geträumt hatte: Schreiben und damit Geld verdienen, und hatte gleichzeitig genug Zeit für ihre Familie. Ihre Artikel, die zunächst hauptsächlich in Frauenzeitschriften erschienen, kamen sehr gut an, sodass Lothar sie nach und nach mit immer aufwendigeren Reportagen für verschiedene Magazine beauftragte. So reiste sie häufig durch Deutschland und teilweise auch ins nahe Ausland, um Interviews zu führen, Recherchen zu betreiben und sich vor Ort ein Bild zu machen.

Wann immer es ging, legte sie die Reisen aufs Wochenende oder in meine Schulferien und nahm mich mit. Ich genoss es sehr, neben meiner Mutter im Auto oder in der Bahn zu sitzen und in fremde Städte zu reisen, in Hotels und Pensionen zu übernachten und allerlei Spannendes zu erleben. Auch mein Vater kam so oft es ging mit, und wenn es nach mir gegangen wäre, hätte es ewig so weitergehen können.

Ich hatte schon sehr lange nicht mehr an das belauschte Gespräch von damals gedacht, als meine Eltern mir an meinem achten Geburtstag verkündeten, dass ich ein Geschwisterchen bekommen würde.

„Oh“, sagte ich, und mehr fiel mir im ersten Moment auch nicht ein. Neugierig betrachtete ich den Bauch meiner Mutter, fand jedoch, dass er genauso aussah wie immer.

„Du bekommst einen kleinen Bruder“, lächelte mein Vater und hob mich ächzend hoch. „Bist du schwer geworden! Bald kann ich dich nicht mehr herumtragen.“

Ich klammerte mich mit aller Macht an ihm fest und hoffte, dass dieser Tag nie kommen würde.

„Freust du dich?“, fragte er.

„Ja“, antwortete ich und stellte fest, dass es tatsächlich so war. Silke, die Frau des Praxisteilhabers meines Vaters, hatte einige Monate zuvor ihr erstes Kind bekommen, und wir besuchten sie fast jede Woche. Ich war absolut fasziniert von dem kleinen Wesen, das ich sogar schon ein paar Mal in den Arm hatte nehmen dürfen.

Jahre später erzählte meine Mutter mir, dass sie gehofft hatte, ich würde mich durch die häufigen Besuche bei Silke und ihrem Nachwuchs schon ein bisschen an ein Baby gewöhnen.

„Wann kommt das Baby?“, fragte ich.

„Das dauert noch eine ganze Weile, erst im Oktober.“

„So lange noch?“

„Glaub mir, das geht schneller, als du denkst“, lachte mein Vater.

Meine Mutter schonte sich in den kommenden Monaten nicht, arbeitete womöglich noch mehr als vorher. Ich bekam einige Male mit, wie mein Vater auf sie einredete, sie möge doch ein bisschen kürzer treten, aber er stieß auf taube Ohren.

Einen Tag vor der Geburt meines Bruders brachten wir die letzte große Reportage vor ihrer „Zwangspause“, wie meine Mutter es nannte, zum Briefkasten.

„Jetzt kann er kommen“, meinte sie erleichtert und nahm mich bei der Hand.

„Wer?“, fragte ich.

„Dein kleiner Bruder.“

„Wann kommt er?“, erkundigte ich mich aufgeregt.

„Ich weiß nicht genau.“

„Heute noch?“

„Ich glaube nicht. Aber bestimmt bald.“

„Tilda und ich haben gestern den ganzen Nachmittag Windelnwechseln geübt mit Annika und Prinzessin.“

Annika und Prinzessin waren die Puppen von meiner Cousine und mir.

„Das ist gut“, lächelte meine Mutter. „Wie wäre es mit einem großen Stück Kuchen für meine große Tochter?“

„Oh ja!“, freute ich mich und hüpfte fröhlich neben ihr her.

Mitten in der kommenden Nacht weckte mein Vater mich.

„Fee?“, flüsterte er und streichelte mir über den Kopf.

„Hm?“, antwortete ich schlaftrunken.

„Die Geburt geht los, ich muss Mama ins Krankenhaus bringen. Petra kommt gleich her und legt sich nebenan hin, dann kannst du sie rufen, wenn etwas ist.“

Meine Eltern hatten mir schon vor einigen Wochen erklärt, dass ich nicht ins Krankenhaus würde mitkommen können, wogegen ich selbstverständlich protestiert hatte. Aber jetzt war ich so müde, dass ich trotz der aufregenden Nachricht heilfroh war, einfach weiterschlafen zu können, mit meiner Tante im Zimmer nebenan.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, dauerte es einen Moment, bis mir einfiel, was passiert war, und ich setzte mich ruckartig auf.

Vielleicht waren meine Eltern schon zurück, mit dem Baby!

Ich stand auf, ging nach nebenan und stellte fest, dass Petra bereits aufgestanden war.

Ich ging nach unten, wo sie schon den Frühstückstisch gedeckt hatte und eine Tasse Kakao auf mich wartete.

„Na, gut geschlafen?“, begrüßte sie mich und gab mir einen Kuss.

„Ja. Wann kommen Mama und Papa wieder?“

„Ich weiß es nicht genau. Papa wird sicher anrufen, sobald dein Bruder geboren ist.“

Nach dem Frühstück fuhren wir zu Petra und Joachim nach Hause, und ich weigerte mich standhaft den ganzen Tag, das Wohnzimmer zu verlassen, wo das Telefon stand.

Es war bereits später Abend, als mein Vater endlich anrief.

Petra sprach zuerst mit ihm, und ich stand ungeduldig daneben. Plötzlich bemerkte ich, dass ihr freudiger Blick sich veränderte. Sie stellte ein paar kurze Fragen, die ich nicht deuten konnte, und schaute mich nachdenklich an. Dann reichte sie endlich den Hörer an mich weiter.

„Papa? Bist du das?“, rief ich.

„Ja, meine Kleine, ich bin es.“

„Ist er endlich da?“

„Ja, ist er. Stell dir vor, er ist nur zweiundvierzig Zentimeter groß, kleiner als Prinzessin.“

„So klein?“

„Ja, so klein.“

„Wann kommt ihr nach Hause?“

„Ich komme dich gleich abholen, und dann fahren wir zusammen nach Hause. Mama und dein Bruder müssen noch ein bisschen in der Klinik bleiben. Wir können sie aber gleich morgen besuchen. Möchtest du wissen, wie er heißt?“

„Ja.“

„Er heißt Rafael.“

„Das ist schön“, freute ich mich.

Wir hatten alle drei zusammen überlegt, wie mein Bruder heißen sollte, und Papa und ich waren für Rafael gewesen.

„Bis gleich, ja?“

„Ja.“

Wir legten auf, und Petra, Joachim, Tilda, Freddi und ich stießen mit Orangensaft auf die Geburt von Rafael an.

Am nächsten Morgen standen mein Vater und ich früh auf und fuhren ins Krankenhaus.

Kurz bevor wir ihr Zimmer erreichten, hielt mein Vater mich zurück.

„So eine Geburt ist sehr anstrengend, weißt du? Deshalb ist Mama vielleicht noch ein bisschen müde oder ...“

Er beendete den Satz nicht, und ich schaute ihn fragend an.

„Wir werden sehen“, sagte er und lächelte, als wolle er nicht nur mir, sondern vor allem sich selbst Mut machen.

Dann klopfte er leise und öffnete die Tür.

Mama lag mit Rafael im Arm im Bett und sah irgendwie traurig aus, als hätte sie geweint.

Als sie uns sah, lächelte sie und sagte: „Komm her, meine Große!“

Ich umarmte sie vorsichtig und betrachtete neugierig meinen kleinen Bruder.

„Er schläft“, stellte ich fest.

„Ja, er schläft. Er hat gerade getrunken, und jetzt ist er müde.“

Rafael zuckte kurz und verzog das Gesicht, wachte aber nicht auf.

„Du darfst ihn ruhig anfassen“, sagte meine Mutter.

Ich streichelte sanft Rafaels Stirn und betrachtete fasziniert seine winzig kleinen Finger.

„Wann wacht er auf?“, fragte ich.

„Das kann dauern“, lächelte meine Mutter.

Wir blieben noch eine Weile, bevor wir uns verabschiedeten. Meine Eltern umarmten sich lange, und mein Vater flüsterte meiner Mutter etwas ins Ohr, was ich nicht verstand, und ich sah, wie ihr Tränen in die Augen stiegen, als sie nickte.

„Bis bald“, sagte sie und versuchte zu lächeln.

„Bis bald!“

Einige Tage später kamen die beiden endlich nach Hause, und ich übernahm sogleich die Rolle der fürsorglichen großen Schwester. Schon bald entwickelte ich eine tiefe, innige Liebe zu meinem kleinen Bruder, der mir so hilflos und zart vorkam, dass ich ihn am liebsten

den ganzen Tag herumgetragen hätte.

Oft quetschte ich mich zu ihm in sein Kinderbett, das neben dem Bett meiner Eltern stand, und ließ mich nur widerwillig daraus vertreiben.

Auch wenn mir nicht wirklich bewusst war, dass Rafael anders war als andere Kinder, merkte ich doch instinktiv, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Die sorgenvollen Blicke meiner Eltern, mit denen sie Rafael betrachteten, und ihre ständigen, meist flüsternden Diskussionen, die häufig in einen Streit mündeten und sich um Untersuchungsmethoden, Arztberichte und Ähnliches drehten, zeigten mir, dass irgendetwas im Busch war. Hinzu kamen die mitleidigen Blicke von Verwandten, Freunden und Bekannten, die ich nicht zu deuten wusste, zumal niemand mir erklärte, was los war.

Eines Abends – Rafael war zu diesem Zeitpunkt bereits zwei Jahre alt – setzten sich meine Eltern zu mir ans Bett, und ich konnte ihnen ansehen, dass sie etwas Wichtiges mit mir besprechen wollten, weil sie so ernst aussahen.

Mein Vater holte noch einmal tief Luft, bevor er zu sprechen begann.

„Fee, manchmal läuft bei einer Geburt etwas nicht so, wie es sein sollte, und dann kann es sein, dass das Kind nicht ganz gesund ist.“

Ich blickte ihn mit großen Augen an.

„Bei Rafael ist das leider so“, fuhr er fort.

„Aber Rafael ist doch gesund“, stellte ich erstaunt fest. Mir war nicht klar, dass es nicht normal war, dass er bisher keinerlei Anstalten machte zu laufen oder zu sprechen, sondern nur unbeholfen herumkrabbelte und unverständliche Laute von sich gab.

„Leider nicht. Es hat bei seiner Geburt ein Problem gegeben, und deshalb ist er nicht ganz so wie andere Kinder.“

„Ich verstehe nicht“, murmelte ich.

„Er wird immer unsere Hilfe brauchen, ein Leben lang. Er wird nicht sprechen können so wie andere Kinder und auch länger brauchen, bis er laufen kann.“

Ich sah, wie meiner Mutter Tränen in die Augen traten.

„Vielleicht kann er auch nie laufen“, flüsterte sie.

„Er wird laufen“, widersprach mein Vater heftig, und ich schluckte.

Ich sah, wie mein Vater sich zusammenriss.



„Er ist eben ein bisschen anders, aber er ist trotzdem dein kleiner Bruder, der dich sehr lieb hat, und du hast ihn doch auch lieb, nicht wahr?“

Ich nickte. „Kann er heute Nacht bei mir schlafen?“

„Wenn du das möchtest ...“

Meine Mutter drückte mich fest an sich und ging in Rafafs Zimmer, um ihn zu holen.

Sie legte ihn neben mich, und ich drapierte vorsichtig meine Lieblings-Kuscheltiere um ihn. Als meine Eltern gegangen waren, streichelte ich seine kleine Hand und dachte darüber nach, was ich eben erfahren hatte.

Erst nach und nach begriff ich in den nächsten Monaten, dass Rafael behindert war, so wie die Tochter der Familie ein paar Häuser weiter, die nur im Rollstuhl saß und auch mit zehn Jahren nicht sprechen konnte.

Meine Eltern investierten viel Geld in Therapien und Behandlungen, und einer der glücklichsten Momente für sie war sicherlich, als Rafael sich mit fast drei Jahren das erste Mal aufrichtete. Viele Monate später konnte er tatsächlich einigermaßen laufen, und die Erleichterung meiner Eltern war geradezu mit Händen greifbar.

Geistig aber blieb er weiterhin deutlich hinter dem Entwicklungsstand anderer Kinder seines Alters zurück. Er lernte einige wenige Worte, aber ich hatte immer das Gefühl, dass es ihm einfach zu anstrengend war, sie herauszubringen. „Wee“ war das Wort, mit dem er mich rief, und ich nannte ihn liebevoll Rafi oder Rafa.

Die besondere Verbindung, die wir eigentlich von Anfang an zueinander gehabt hatten, blieb immer bestehen, und für mich war mein kleiner Bruder genau richtig – so, wie er war. Wie viele behinderte Kinder war er besonders fröhlich, und ich nahm ihm beim Spielen einfach vieles ab, wodurch weniger auffiel, dass er die meisten Dinge selbst nicht konnte.

Natürlich blieb nicht aus, dass ich die Grausamkeit anderer Kinder im Umgang mit ihm erleben musste. Auf einem meiner Kindergeburtstage zeigte plötzlich eine meiner Schulfreundinnen mit dem Zeigefinger auf ihn und rief: „Dein Bruder ist ein Behindl!“

Sofort verstummten alle und starrten mich an.

Meine beste Freundin Anna, die ich seit dem Kindergarten kannte

und immer nur Nana nannte, reagierte als Erstes. „Rafa ist nur anders, nicht behindert, du blöde Kuh.“

„Genau“, bestätigte Tilda schnell.

Ich stand langsam auf, ging zu Maren rüber und sagte mit fester Stimme: „Sag so was nie wieder. Und jetzt hau ab. Du darfst nicht mehr mitfeiern.“

Sie schaute mich überrascht an, abwägend, ob ich das ernst meinte.

Meine Mutter, die gerade in der Küche Nachschub für unsere Kuchenschlacht geholt hatte, kam dazu und fragte erstaunt: „Was ist denn los, ihr seid ja auf einmal alle so ruhig?“

„Maren muss nach Hause, ihr ist schlecht“, behauptete ich kurzerhand.

„Oh, wirklich? Das tut mir leid. Leg dich doch erstmal ein bisschen aufs Sofa. Ich bringe dir einen Tee, vielleicht geht es dann gleich wieder.“

Maren widersprach nicht und legte sich hin. Kurze Zeit später bat ich meine Mutter, ihre Eltern anzurufen, und sie wurde abgeholt.

Seitdem wagte niemand meiner Schulfreunde mehr, Rafael schlecht zu behandeln.

Je älter ich wurde, desto mehr wurde mir bewusst, was für eine Belastung Rafaels Behinderung für meine Eltern war – psychisch und emotional, aber auch finanziell, da meine Mutter sich Vollzeit um ihn kümmern musste und somit nicht mehr arbeiten konnte. Mein Vater, der nach der Geburt wie versprochen seine Arbeitszeit reduziert hatte, arbeitete irgendwann wieder so viel wie zuvor, weil es anders nicht ging. Dadurch konnte er meine Mutter wiederum weniger unterstützen, und sie war mehr als einmal mit den Nerven am Ende.

Ich glaube, dass so eine Situation für jede Ehe eine der härtesten Bewährungsproben überhaupt ist. Die Ehe meiner Eltern überstand diese Probe nicht. Als ich vierzehn war, teilten sie mir mit, dass sie sich trennen würden.

Ich war absolut schockiert, auch wenn ihre Streitigkeiten und gegenseitigen Vorwürfe immer offensichtlicher und heftiger geworden waren.

„Was wird dann aus Rafa und mir?“, fragte ich mit ersticker Stimme.

„Rafa bleibt hier bei mir, und du kannst selbst entscheiden, bei wem du leben möchtest“, antwortete mein Vater. Er hatte Tränen in den Augen, als er dies sagte.

„Und du?“, wandte ich mich an meine Mutter.

„Ich gehe nach Hamburg. Lothar hat mir ein fantastisches Angebot gemacht, das ich annehmen möchte.“

„Du gehst weg von hier?“

„Ja. Und ich möchte, dass du mitkommst.“

Auch wenn ich eben noch geglaubt hatte, schlimmer könnte es nicht werden, wurde ich direkt eines Besseren belehrt.

„Überleg dir das ganz in Ruhe“, erklärte mein Vater und legte den Arm um mich, und ich begriff instinktiv, dass ihm die Idee, uns Kinder zu trennen, genauso absurd vorkam wie mir.

„Du lässt uns hier alleine?“, fragte ich meine Mutter mit erstickter Stimme.

„Ich kann nicht mehr, Fee. Ich habe mich sechs Jahre lang nur um Rafa gekümmert. Wenn es so weitergeht, lande ich im Irrenhaus. Ich möchte neu anfangen, mit dir zusammen.“

„Aber wer kümmert sich dann um Rafa?“

„Ich“, erklärte mein Vater. „Ich verkaufe die Praxis an Volker und werde nur noch ein paar Stunden in der Woche arbeiten, wenn Rafa in der Schule ist.“

„Das habt ihr euch ja schön überlegt“, stieß ich hervor und sprang auf.

„Fee, bitte“, versuchte mein Vater mich zurückzuhalten, aber ich war so wütend und verzweifelt, dass ich einfach wegmusste.

Ich schnappte mir meine Jacke, knallte die Haustür hinter mir zu und raste auf meinem Fahrrad zu Nana.

Dort angekommen brach ich endgültig in Tränen aus und erzählte aufgelöst, was geschehen war.

Nana war wie immer super und regelte in aller Eile, dass ich bei ihr übernachten durfte. Sie packte bei meinen Eltern eine Reisetasche mit Klamotten für mich und legte auch Fiete mit hinein, mein Kuscheltier aus Kindertagen.

Ich wohnte eine ganze Woche bei ihrer Familie – es waren ohnehin gerade Sommerferien – und reagierte nicht auf die Anrufe meiner Eltern.

Am letzten Ferientag fuhr abends das Auto meines Vaters vor. Nana und ich hingen gerade auf der Schaukel im Garten herum und aßen ein Eis. Ich schaute über die Hecke und sah, wie Rafa ausstieg und sich suchend umblickte. Als er mich entdeckt hatte, rannte er glückstrahlend auf mich zu und fiel mir in die Arme.

„Wee ... Hause“, stieß er hervor und blickte mich bittend an.

„Ich komme wieder nach Hause“, versprach ich ihm und merkte einmal mehr, wie sehr ich ihn vermisst hatte.

Ich verschränkte die Arme, als meine Eltern hinter ihm auftauchten.

„Es wird Zeit, dass du nach Hause kommst“, sagte mein Vater.

„Ich habe kein Zuhause mehr.“

Ich wusste, dass ich ihnen damit weh tat, aber das war mir egal.

„Du wirst immer ein Zuhause haben. Bei mir und auch bei deiner Mutter.“

„Vielleicht ziehe ich mit Rafa in eine eigene Wohnung“, erklärte ich provozierend, wohl wissend, wie unsinnig diese Idee war.

„Ich habe schon eine Wohnung in Hamburg gefunden“, erzählte meine Mutter. „Die ist richtig toll. Dein Zimmer hat sogar einen eigenen Balkon. Und Rafael bekommt natürlich auch eins.“

„Ich brauche kein Zimmer in deiner Wohnung.“

Meine Mutter blickte meinen Vater hilfesuchend an.

„Bitte komm jetzt mit“, sagte er.

Rafa nickte eifrig und klammerte sich an meine Hand.

„Wir reden über alles in Ruhe“, fuhr mein Vater fort.

„Ich mache das nur für meinen Bruder“, erklärte ich und ging ins Haus, um meine Sachen zu holen.

Vier Wochen später zog meine Mutter aus. Ich weigerte mich monatelang, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, und öffnete ihre Briefe nicht, in denen sie mir Fotos „meines“ Zimmers schickte.

Auch wenn Rafa nicht gewesen wäre, stand eigentlich von Beginn an außer Frage, dass ich bei meinem Vater bleiben würde. Der Egoismus meiner Mutter war einfach unerträglich für mich, und ich nahm mir fest vor, ihr nie zu verzeihen, dass sie uns alleine ließ – oder vielmehr Rafa, denn ich selbst fühlte mich ja schon sehr erwachsen und nicht auf sie angewiesen. Es tat mir jedes Mal in der Seele weh, wenn Rafa und ich von unseren Pflichtbesuchen in Hamburg zurückkehrten

und ich ihm überdeutlich ansehen konnte, dass er überhaupt nicht verstehen konnte, warum meine Mutter nicht mitkam.

Neben Rafa, meinem Vater und der Familie meiner Tante waren auch meine Freunde ein Grund dafür, dass ich mir absolut nicht vorstellen konnte, aus Oldenburg wegzugehen. Meine Teenagerzeit, die durch die Scheidung meiner Eltern um einiges turbulenter und schwieriger war als bei anderen, habe ich vor allem durch die treue Freundschaft von Nana, aber auch die Unterstützung von Tilda und ihren Eltern halbwegs unbeschadet überstanden.

Wie bei allen Teenagern wurden Freunde und alles außerhalb des Elternhauses mit der Zeit immer wichtiger, auch wenn ich weiterhin viel Zeit mit Rafa und meinem Vater verbrachte. Mit David, meinem ersten Freund, erlebte ich die erste große Liebe – oder zumindest das, was ich damals dafür hielt. Wir wurden etwa eineinhalb Jahre vor meinem Abitur ein Paar, kannten uns aus dem Sportverein und waren sehr verliebt. Dass wir sehr unterschiedliche Interessen und Vorstellungen vom Leben hatten, trat im Laufe der nächsten Jahre immer deutlicher zutage, weshalb wir etwas durchaus Erstaunliches schafften: uns einvernehmlich zu trennen und befreundet zu bleiben.

Ich begann nach dem Ende meiner ungeliebten Bankausbildung ein BWL-Studium. Meine Mutter, die mittlerweile Lothar geheiratet hatte, unterstützte mich finanziell, da mein Vater es sich nicht leisten konnte, mein Studium zu bezahlen. Es ging mir sehr gegen den Strich, von ihr abhängig zu sein, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Ich zog mit Nana in eine kleine, urgemütliche WG-Wohnung und genoss das Studentenleben in vollen Zügen. Wenn Sie Oldenburg kennen, lieber Herr Anwalt, wissen Sie, dass es die optimale Stadt dafür ist.

Nana und ich hatten einen tollen, unternehmungslustigen Freundeskreis und waren beide einem Flirt nicht abgeneigt. Wir führten auch die eine oder andere Beziehung, aber wirklich ernsthafte waren nicht dabei.

Bis zu dem Sommer, in dem ich Ben traf.

Mittwoch. Endlich Mittwoch.

Mittwoch war definitiv der beste Tag der Woche – zumindest, seit Ricarda in sein Leben getreten war. Denn Mittwoch war „ihr“ Tag.

Gerade heute hatte er sich einen Abend mit ihr besonders verdient, denn die Vorstandssitzung war wieder äußerst anstrengend gewesen. Der Aufsichtsrat machte angesichts der aktuellen Geschäftszahlen massiv Druck und war außerdem wegen der schlechten Presse nach der PK letzten Monat immer noch grantig, auch wenn alle sich einig waren, dass er die katastrophalen Zahlen noch ziemlich gut verkauft hatte.

Aber jetzt war die Vorstandssitzung glücklicherweise vorbei, und es waren nur noch wenige Stunden, bis er Ricarda treffen würde. Beim Gedanken an ihren unglaublichen Körper stöhnte er leise auf und malte sich aus, was sie alles anstellen würden.

Natürlich war ihm bewusst, dass er mit seiner Affäre nicht nur seine Ehe und seine Familie aufs Spiel setzte, sondern auch seinen Posten in der Bank, und dass das Ganze deshalb vollkommen irre war.

Nur: Er konnte nicht anders. Ricarda war einfach der Wahnsinn – in jeglicher Hinsicht, aber vor allem im Bett.

Er fühlte sich jung, stark und begehrt, wenn er mit ihr zusammen war. Sie lachten viel, und sein Gefühl sagte ihm, dass sie ihm nichts vorspielte, wenn sie sich über seine Storys amüsierte. Sie konnten zudem über gemeinsame Kollegen herziehen, und mittlerweile kam es sogar vor, dass er Interna aus dem Vorstand mit ihr diskutierte, was immer Spaß machte, weil Ricarda echt was auf dem Kasten hatte. Da sie zudem als Vermögensberaterin in seinem Laden gut verdiente, konnte er sich sicher sein, dass es ihr nicht ums Geld ging, auch wenn üblicherweise er es war, der bei ihren heimlichen Treffen die Rechnungen übernahm.

Seine Ehe dümpelte schon seit geraumer Zeit ereignislos vor sich hin. Die Kinder waren seit dem letzten Sommer beide aus dem Haus, und irgendwie lebten Sandra und er nur noch nebeneinander her. Sie gefiel sich in der Rolle der erfolgreichen, unabhängigen Karrierefrau, die nicht nur ihren wohlgeratenen Nachwuchs fast im Alleingang großgezogen hatte, sondern nebenbei auch noch eine sehr

erfolgreiche Anwaltskanzlei in Schwung gebracht hatte.

Lange Jahre war er das Gefühl nicht losgeworden, dass Sandra nur noch deshalb an der Ehe festhielt, weil er ihr durch seinen Vorstandsposten einiges an zusätzlichem Glanz und geschäftlichen Möglichkeiten verschafft hatte.

Mittlerweile hatte er allerdings mehr und mehr den Eindruck, dass sie ihre Rollen getauscht hatten. Anders als bei seinen Vorstandskollegen, deren Ehefrauen man guten Gewissens als schmückendes Beiwerk ihrer Männer bezeichnen konnte, fühlte er sich an Sandras Seite gerade in letzter Zeit immer häufiger als der unterlegene Part. Während sie jobmäßig von Erfolg zu Erfolg stürmte, geriet sein Laden immer stärker in Bedrängnis. Die Niedrigzinsphase in Kombination mit dem enormen Kostendruck, der auf der gesamten Branche lastete, ließ das Institut unaufhaltsam in die roten Zahlen rutschen, und weder er noch Walter, sein langjähriger Freund und Vorstandsvorsitzender der Bank, hatten bisher ein Rezept dagegen gefunden, zumal sie sich mit den anderen Vorständen, diesen Idioten, einfach nicht auf die notwendigen Maßnahmen einigen konnten.

Er lehnte sich seufzend in seinem ledernen Chefsessel zurück und nahm einen Schluck des Tees, den seine Sekretärin Emmi ihm eben zusammen mit der Post gebracht hatte.

Emmi war absolut spitze. Zuverlässig, pragmatisch und schlauer als die meisten Führungskräfte der Bank. Ohne sie hätte er schon einige Male fast das Handtuch geworfen.

Der Tee schaffte es wie immer, ihn zu beruhigen.

Er öffnete in seinem Mailprogramm eine Besprechungseinladung von Walter mit dem Betreff „Strategie-Update“. Heute um achtzehn Uhr? Na spitze, dann wurde es bestimmt nichts mehr mit Ricarda und ihm. Sandra war üblicherweise spätestens um zehn von ihrem Saunatreff zurück, und so ein Meeting mit Walter war normalerweise nicht vor neun zu Ende.

Verdammt!

Er musste sich dringend angewöhnen, seinen Kalender mittwochs zu blocken. Wie wäre es mit „Rückenschule“?

Er legte sogleich einen Serientermin ab dem nächsten Mittwoch an und nahm sich fest vor, sowohl Emmi gegenüber als auch zu Hause möglichst bald zu verkünden, dass er endlich Sandras Drängen

nachgegeben hatte, etwas gegen seine ständigen Rückenschmerzen zu unternehmen.

Trotz des Termins mit Walter musste er es irgendwie hinkriegen, zumindest für ein Stündchen bei Ricarda vorbeizuschneiden. Unbedingt.

Bei der Erinnerung daran, wie im vorletzten Sommer alles zwischen ihnen angefangen hatte, erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht.

Er war an dem Abend irgendwie frustriert und deprimiert gewesen und hatte noch weniger Lust auf das alljährliche Betriebsfest verspürt als sonst. Wehmütig hatte er an frühere Feiern zurückgedacht, als er als unverheirateter Jungspund zusammen mit den „wilden Sieben“, einer Clique aus jungen, aufstrebenden Kollegen, die Nacht zum Tage gemacht und bis in die frühen Morgenstunden durchgefeiert hatte.

Aber diese Zeiten waren längst vorbei.

Gelangweilt war er mit einem Bierglas in der Hand durch die Massen feiernder Mitarbeiter geschlendert, und als er gerade überlegt hatte, ob er sich nicht einfach still und heimlich davonmachen sollte, hatten sich ihre Blicke getroffen.

Ricarda hatte zusammen mit dem Personalchef an der Theke gestanden und gelangweilt seinem uninteressanten Gelaber gelauscht. Ihr Blick hatte sich aufgeheitert, als sie seiner gewahr geworden war, und sie hatte ihm unauffällig mit ihrem Sektglas zugeprostet. Ihm war nicht gleich eingefallen, wer sie war – als Vorstand kannte er höchstens ein Viertel der Gesichter, Namen noch deutlich weniger. Doch plötzlich hatte er sich an die junge, ehrgeizige Auszubildende erinnert, die ihn schon damals beeindruckt hatte, als er noch Leiter einer kleinen Filiale gewesen war. Wenn er sich recht erinnerte, war sie nach der Ausbildung zu einer anderen Bank gewechselt, und jetzt war sie offensichtlich zurückgekehrt.

Es war sein Glück gewesen, dass in diesem Moment zwei angetrunkene Personalerinnen aufgetaucht waren, die ihren Chef zu einer Runde auf der Tanzfläche überredet hatten. So war es nur höflich gewesen, dass er sich zu der alleingelassenen Ricarda gesellt hatte.

Er war überrascht gewesen, dass sie ihn geduzt hatte, was vollkommen unüblich war. Dann jedoch war ihm wieder eingefallen, dass er ihr damals selbst das Du angeboten hatte, als sie ihren Einsatz in seiner Filiale beendet hatte.



Nach einigem belanglosen Smalltalk waren ihre Gespräche ernsthaf-  
ter geworden und ihre Blicke tiefer. Er konnte heute gar nicht mehr  
genau sagen, wie lange sie dort gestanden hatten, aber mit Sicherheit  
deutlich länger als eine Stunde. Zum Glück war der Alkohol auf der  
Feier wie üblich in Strömen geflossen, weshalb es vermutlich niemandem  
aufgefallen war.

Irgendwann war Ricarda sehr deutlich geworden, worauf der Abend  
ihrer Ansicht nach hinauslaufen sollte, und er hatte sich erstaunlich  
wenig gewehrt. Dafür hatte ihn diese Frau viel zu sehr fasziniert.

Sie hatten Sex in einem abgelegenen Lagerraum der Weser-Ems-  
Halle gehabt. Schnellen, heftigen, wunderbaren Sex. Er war danach  
derart euphorisiert gewesen, dass er sich nicht einmal Gedanken da-  
rum gemacht hatte, ob jemand gesehen hatte, wie er mit Ricarda dort  
verschwunden war.

Es war eigentlich genau wie früher gewesen, als Walter, er und die  
anderen „wilden Sieben“ nichts hatten anbrennen lassen.

Von da an hatten Ricarda und er sich regelmäßig getroffen. Meis-  
tens in Hotels in der Umgebung, seltener bei ihr zu Hause. Es war  
ihm sehr recht gewesen, dass Ricarda von Anfang an strenge Regeln  
aufgestellt hatte, was das Verheimlichen ihrer Affäre anging. Keine  
Telefonate in der Bank oder von der Bank aus, dasselbe galt für ihre  
beruflichen Smartphones. Keine E-Mails über ihre geschäftlichen  
Mailaccounts. Keinerlei Treffen in der Bank. Hotelbuchungen nur auf  
Ricardas Namen, ausschließlich bar bezahlt, damit die neugierigen  
Schnepfen aus dem Mitarbeiterbanking nichts mitbekamen. Handy-  
nachrichten sofort löschen, spätestens abends, bevor er nach Hause  
fuhr.

Dass er sich an die letzte Regel von Anfang an nicht wirklich kon-  
sequent gehalten hatte, war extrem riskant, aber er liebte es einfach zu  
sehr, in langweiligen Sitzungen heimlich die heißen Bilder von Ricarda  
anzuschauen.

Er öffnete WhatsApp und vergrößerte das Foto, das sie ihm am vo-  
rigen Abend geschickt hatte. Es zeigte Ricarda im schicken Kleid in  
einer Bar, frech grinsend mit einem Cocktailglas in der Hand. Ver-  
mutlich hatte die Kollegin, mit der sie verabredet gewesen war, das  
Bild geschossen.

Gott, was würde er dafür geben, jetzt in den Armen seiner Geliebten

zu liegen ... Stattdessen musste er sich der Post widmen.

Wie immer hatte Emmi die Briefe nach Wichtigkeit vorsortiert. Nach einem Schreiben der Aufsichtsbehörden und einer Drucksache des Bankenverbands folgten diverse Einladungen.

Er notierte wie gewohnt per Bleistift, welche Emmi zu- beziehungsweise absagen sollte.

Er ertappte sich dabei, wie er stets als Erstes den Wochentag der Veranstaltungen checkte.

„Leider nicht“, murmelte er, als er eine Einladung der IHK für einen Mittwochabend im September schwungvoll mit einem X versah – Absage.

Als Letztes widmete er sich einem weißen Umschlag, auf dem „Persönlich – streng vertraulich. Nur vom Empfänger zu öffnen!“ stand.

Vermutlich ein Brief von irgendeinem Kunden, der sich beschweren wollte und glaubte, auf diese Weise möglichst viel Aufmerksamkeit zu erregen.

Er schlitzte den Umschlag mit dem silbernen Brieföffner auf, den Sandra ihm zum zehnten Hochzeitstag geschenkt hatte, und entfaltete das darin liegende Papier.

„Weiß Deine Frau eigentlich von Ricarda? Ich vermute, nicht. Eure Treffen im Maritim letzten Monat scheinen ja ziemlich heftig gewesen zu sein“, las er.

Schon bei den ersten Worten war er zu Tode erschrocken. Schnell überflog er den Rest, und ihm stieg kalter Angstschweiß auf die Stirn.

Das konnte doch nicht wahr sein!

Verdammte Scheiße!

Er las den Text ungläubig ein zweites Mal.

Da wagte es ernsthaft jemand, ihn zu erpressen? Ihn, Karsten Meyer zu Felden, den jüngsten Vorstand in der Geschichte der Bank, der wesentlich dazu beigetragen hatte, den Gewinn des Ladens innerhalb weniger Jahre zu verdoppeln?

Verdammte, verfluchte Scheiße!!

Er haute wütend auf den Tisch, wodurch die Teetasse ins Rutschen kam. Hektisch sprang er auf, konnte aber nicht verhindern, dass der Tee einen großen Fleck auf seiner Anzughose hinterließ.

„Verdammte Scheiße!“, fluchte er laut.

Die Tür zum Vorzimmer öffnete sich einen Spalt, und Emmi blickte

vorsichtig hinein.

„Alles in Ordnung?“

„Danke ... ich ... habe nur meinen Tee verschüttet.“

„Ach je, so ein Pech!“

Sie eilte sogleich herbei, um ihm ein Taschentuch zum Trocknen zu reichen und die Tasse aufzuheben, und er schaffte es gerade noch rechtzeitig, einen dicken Aktenordner auf den Erpresserbrief fallen zu lassen.

Er bedankte sich bei Emmi und lehnte ihr Angebot ab, ihm einen neuen Tee zu bringen.

Der würde jetzt hundertprozentig nicht mehr helfen, seine flatternden Nerven zu besänftigen.

Als Emmi gegangen war, stützte er die Ellenbogen auf den Schreibtisch und bedeckte verzweifelt seine Augen.

Er hatte absolut keine Ahnung, wer hinter der Erpressung steckte. Absolut keine Ahnung!

Fieberhaft suchte er nach einer Möglichkeit herauszufinden, wer dahintersteckte. Der Text an sich ließ keinerlei Rückschluss auf den Absender zu.

Obwohl ... Der Hinweis auf das Maritim-Hotel ließ ihn stutzen. Sollte etwa einer der Angestellten des Berliner Hotels etwas mitbekommen haben?

Er war dort auf einer Tagung gewesen, und Ricarda war hinterhergefahren, sodass sie ungestört die Nächte miteinander hatten verbringen können.

Allerdings konnte er sich nicht vorstellen, wie jemand sie beide in Verbindung gebracht haben sollte, zumal Ricarda einen Tag später angereist war als er und selbstverständlich ein eigenes Zimmer gebucht hatte. Außerdem war er in beiden Nächten, in denen er bei ihr gewesen war, spätestens um eins in sein eigenes Zimmer hinübergeschlichen und beide Male keiner Menschenseele begegnet.

Aber da das Hotel so explizit erwähnt wurde, sprach einiges dafür, dass irgendwer dort etwas mitbekommen hatte.

Auf dem Umschlag waren weder Briefmarke noch Poststempel zu finden. Sicher war er in einem weiteren Umschlag verschickt worden.

Hektisch stand er auf, ging ins Vorzimmer und bat Emmi, ihm doch noch einen neuen Tee zu holen. Sobald sie verschwunden war,

durchwühlte er ihren Papierkorb. Er fand einen weißen Umschlag, ähnlich dem, in dem der Brief gekommen war, aber etwas größer, so dass der andere Umschlag bequem dort hineingepasst hätte. Und die Schriftart war auch dieselbe.

Er kniff die Augen zusammen und versuchte, den Poststempel zu entziffern. Dort stand Oldenburg, da war er ganz sicher.

Wie passte das mit einem Berliner Erpresser zusammen?

Gar nicht.

Und auf der Tagung war nach seiner Erinnerung niemand aus Oldenburg oder Umgebung dabei gewesen.

Er nahm den Umschlag mit, ging zurück in sein Büro und starrte angespannt aus dem Fenster.

Gab es eine Möglichkeit, das Schwein über die PayPal-Adresse zu identifizieren?

Ohne externe Hilfe mit Sicherheit nicht. Und die Polizei konnte er wohl kaum einschalten – dazu war die Gefahr viel zu groß, dass die Affäre dabei irgendwie öffentlich wurde.

Sollte er den Nutzer bei PayPal wegen krimineller Aktivitäten verpfeifen? Das ging bestimmt irgendwie. Nur: Die Gefahr, dass der Erpresser dann seine Drohungen wahr machte, war einfach zu groß.

Seine Gedanken rasten, aber er hatte keinerlei Idee, wie er dem Erpresser auf die Schliche kommen könnte.

Verdammt! Er fand doch sonst für jedes Problem eine Lösung! Das lag ihm einfach in den Genen, wie der Aufsichtsratsvorsitzende ihm noch vor Kurzem bescheinigt hatte – er verlasse sich darauf, dass er als sein „Problemlöser“ die Schwierigkeiten in den Griff bekäme.

Er schrak zusammen, als Emmi klopfte, um ihm den Tee zu bringen. Sie blickte ihn prüfend an, und er versuchte zu lächeln, was ihm jedoch spektakulär misslang.

Als sie gegangen war, holte er den Brief unter der Akte hervor, um ihn erneut zu lesen.

Wie hatte das bloß passieren können, dass ihre Affäre aufgefliegen war? Sie waren doch so vorsichtig gewesen!

Egal, wie lange er überlegte – er hatte keinen blassen Schimmer, wie irgendjemand von ihren heimlichen Treffen hätte erfahren sollen, ob nun in Berlin oder anderswo.

Wenn sie sich in Hotels in Oldenburg und Umgebung trafen,

checkte ausschließlich Ricarda an der Rezeption ein, während er selbst sich entweder über einen Hintereingang hineinschlich oder per Fahrstuhl aus der Garage direkt in das Stockwerk hochfuhr, wo das Zimmer sich befand.

Und auch bei ihren Treffen in Ricardas Wohnung waren sie stets übervorsichtig gewesen. Er parkte immer woanders, meist einige Straßen entfernt, oder nahm sich ein Taxi. Mit seiner uralten Hornbrille, einem verschlissenen Mantel und dem Baseball-Cap sah er außerdem komplett anders aus als sonst, sodass ihn vermutlich nicht einmal Sandra erkennen würde, wenn sie ihm so begegnete.

Was sollte er bloß tun?

Leider gab es niemanden, mit dem er darüber reden konnte.

Vor einigen Monaten war er einmal in Versuchung geraten, Walter von Ricarda zu erzählen. Es kam nur noch selten vor, dass sie abends nach der Arbeit bei einem Glas Wein in der kleinen Bar in der Nähe der Bank zusammensaßen, aber wenn sie es taten, war es fast wie früher, als sie beide noch kleine, unbedeutende Filialleiter gewesen waren und sich die Köpfe darüber heißgeredet hatten, was sie alles anders machen würden, wenn sie nur endlich mehr zu sagen hätten.

Bei einem dieser Abende letzten Winter hatte er überlegt, Andeutungen zu machen, dass es um seine Ehe nicht allzu gut bestellt war. Aber dann hatte er es lieber gelassen – Walter hätte ihm wahrscheinlich ohnehin nur geraten, Sandra einen tollen Wochenendtrip zu schenken oder so.

Der gute Walter ... Er war der Inbegriff der treuen Seele, nicht nur als bester Freund, sondern auch als Ehemann. Soweit er wusste, war Walter seiner Frau nicht ein einziges Mal fremdgegangen. Das hätte sich aber auch so gar nicht mit dem Saubermannimage des korrekten, moralisch untadeligen Vorstandsvorsitzenden vertragen, das ihm so überaus wichtig war und dem er damals, als er zu den „wilden Sieben“ gehört hatte, nicht im Entferntesten entsprochen hatte.

Schon erstaunlich, wie sehr sie sich beide im Laufe der Jahre verändert hatten.

Genauso erstaunlich wie die Tatsache, dass ihm selbst durch Ricarda das Bedürfnis innerhalb kürzester Zeit so vollständig abhandengekommen war, Walter in Bezug auf seine moralisch einwandfreie weiße Weste nachzueifern.

Er schüttelte den Gedanken an Walter ab und versuchte, klar zu denken.

Ein Plan musste her.

Er war schließlich der Problemlöser. Er löste Probleme, ganz gleich, welcher Art.

Aber egal, wie er es drehte und wendete: Er sah keinen anderen Ausweg, als der Forderung dieser elenden kleinen Erpresser-Ratte nachzukommen.

Sechstausend Euro waren auch für ihn kein Pappenstiel, aber er riskierte deutlich mehr, wenn er nicht zahlte und seine Affäre dadurch öffentlich wurde.

Auf jeden Fall musste er gleich dringend Walter anrufen, um den Termin heute Abend zu verschieben – dringende Familienangelegenheit oder so –, damit er zu Ricarda fahren konnte. Er musste ihr von der Erpressung erzählen, daran führte kein Weg vorbei.

Er ertappte sich bei dem Gedanken, dass er auch jetzt, da mindestens eine Person Bescheid wusste, nicht in Erwägung zog, die Affäre zu beenden. Zumal er auch danach weiterhin erpressbar sein würde.

Er hoffte, dass Ricarda das ähnlich sehen würde, bezweifelte es aber stark. Beim Gedanken daran, dass schon heute Abend alles vorbei sein könnte, stieg seine Frustration.

Seufzend beschloss er, die Zahlung sofort vorzunehmen. Dann hatte er es hinter sich.

Mit gerunzelter Stirn tippte er [www.paypal.de](http://www.paypal.de) auf seinem Rechner ein.

„Diese Internetseite ist gesperrt! Bitte wenden Sie sich an die IT-Abteilung“, leuchtete ihm entgegen.

„Scheiße“, murmelte er und verfluchte, dass in der Bank so ziemlich alle Seiten gesperrt waren, die private Aktivitäten erlauben würden.

Schnell lud er die PayPal-App auf sein Handy herunter und versuchte, sich einzuloggen. Da er schon länger keine Transaktion mehr vorgenommen hatte, fiel ihm sein Passwort nicht ein, sodass er zunächst ein neues anfordern musste.

Endlich klappte es. Er wählte die Funktion „Geld senden“ aus und gab den Betrag sowie die von dem Erpresser genannte E-Mail-Adresse ein.

Er zögerte kurz, bevor er auf „Senden“ drückte.

Dann klickte er auf den entsprechenden Button und wartete auf die Bestätigung.

Da erschien ein Hinweis, dass er sein Sendelimit überschritten habe und sich zunächst verifizieren müsse.

Das war doch ein Scherz!

Leise fluchend las er sich den Erläuterungstext durch. Dann erfasste er die Daten seiner Kreditkarte und erhielt kurze Zeit später die Bestätigung, dass sein Limit aufgehoben sei.

Erneut gab er die Daten für die Transaktion ein. Mittlerweile war er so nervös, dass er sich mehrmals vertippte und fünf Mal kontrollierte, ob er die Mailadresse des Empfängers richtig eingetragen hatte.

Dann schickte er das Geld los.

„Sie haben 6.000 Euro an Diego Rodriguez geschickt“, verkündete PayPal fröhlich.

Diego Rodriguez ... Klang nach einem sehr häufigen Namen.

Er googelte ihn, gab aber schnell auf – es gab einfach zu viele Treffer.

Erschrocken stellte er fest, dass es schon halb sechs war.

Er bat Emmi, ihn zu Walter durchzustellen. Zum Glück hatte dieser Verständnis für seine „dringenden Familienangelegenheiten“ und erklärte sich einverstanden, das Meeting auf morgen zu verschieben.

Nachdem er aufgelegt hatte, starrte er minutenlang auf den Brief. Dann legte er ihn in den Umschlag zurück und verstaute beides zusammen mit dem größeren Umschlag in seinem Privatsafe, zu dem nur er den Code kannte.

Anschließend fuhr er seinen PC herunter und holte seinen Mantel aus dem Schrank im Vorzimmer.

„Ich muss los“, verkündete er Emmi.

„Schönen Abend.“

„Ihnen auch. Bis morgen.“

Emmi hatte ihn schon wieder mit dieser Mischung aus Besorgnis und Irritation angeschaut. Er konnte ihr einfach nichts vormachen, das war schon immer so gewesen.

Irgendwie war er fast ein bisschen erleichtert, als er auf dem Weg zu Ricarda im Feierabendverkehr auf der Nadorster Straße immer wieder ins Stocken geriet.

Beim Gedanken daran, was er ihr gleich würde beichten müssen,

wünschte er sich fast, der Stau würde nie enden.